Meininger
Heimat Klänge
Nummer 11 Regionalgeschichtliche Beilage im Meininger Tageblatt Montag, 4. November 2019

Ein Leben zwischen Neigung und Pflicht

Er war der Lieblingssohn seines Vaters Georg II., heiratete eine Bürgerliche und machte sich als Maler einen Namen: Vor 160 Jahren kam Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen auf die Welt.

Von Alfred Erck

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, zweitgeborener Sohn von Herzog Georg II. *Foto: Meininger Museen*

Der am 27. September 1859 in Meiningen als Sohn Georgs II. und dessen Gemahlin Feodora zur Welt gekommene Ernst ist von seiner Geburt bis zum Ende der Monarchie in Deutschland 1918 (nach seinem Bruder Bernhard) der Zweite in der Thronfolge des Herzogtums Sachsen Meiningen gewesen. Deshalb hatten Familie und Staat für seinen Lebensunterhalt aufzukommen. Im Gegenzug ist auch der potenzielle Meininger Herzog gehalten gewesen, auf seine Weise zum Fortbestand der Dynastie, zum Wohle des Landes und zur Reputation der herzoglichen Familie beizutragen. Aus diesem Spannungsverhältnis erwuchsen Ernst vielfältige gesellschaftliche Konflikte und seelische Verspannungen.

Ernst ist ein gut aussehender, hoch gebildeter, sportlicher und mit großem Einfühlungsvermögen ausgestatteter Mann gewesen, der viel Familiensinn entwickelt hat und in jenen Fürstenkreisen und Künstlerzirkeln, in denen er verkehrte, eine vorzügliche Figur abgegeben hat.

Als Sohn eines vitalen Vaters und eines gesunden älteren Bruders erschien eine Thronbesteigung für ihn erst in ferner Zukunft denkbar. Also hatte sich Ernst für eine berufliche Tätigkeit zu entscheiden. Er absolvierte ein Jurastudium in Bonn, Leipzig sowie Straßburg und legte 1882 auch die erste Staatsexamensprüfung ab. Danach leistete er seinen Militärdienst bei der preußischen Gardekavallerie in Potsdam, wurde zum Leutnant ernannt und verkehrte viel am kaiserlichen Hof.

Das Talent vom Vater

Die erste Grundsatzentscheidung, die in Ernst um 1884/85 herangereift war, ist eine negative gewesen: Er wollte nicht die längste Zeit seines Lebens als hoher Verwaltungsbeamter oder Militär zubringen. Vielmehr strebte er danach, seinen Neigungen einen möglichst großen Spielraum zu verschaffen, sein Tun und Lassen weitgehend selbst zu bestimmen.

Da Ernst vom Vater das Talent und die Lust zum Zeichnen geerbt hatte, bat er ihn, sich – zunächst probe- und zeitweise – zum Maler ausbilden lassen zu dürfen. Der Herzog willigte in diesen Wunsch ein – unter der Bedingung, dass der Sohn ein regelrechtes Studium der Künste zu absolvieren habe und danach zu streben hätte, „ein bedeutender Historienmaler“ zu werden.

Die Münchner Kunstakademie besuchte Ernst unter im Grunde genommen exklusiven Konditionen. Mit einer Apanage ausgestattet, die mehr als das Zwanzigfache des Durchschnittseinkommens eines Deutschen jener Jahre betrug, und von akademischen Lehrern unterrichtet, die – wie Andreas Müller, Franz von Lenbach, Friedrich August von Kaulbach – sämtlich mit dem Vater befreundet waren, ließ es sich in München angenehm leben und gut geleitet studieren. Als Fürstensohn wurde man zu den Festivitäten des bayerischen Hofes geladen. Darüber hinaus reiste Ernst nach Frankreich, Italien, England, schließlich gemeinsam mit Vater und Stiefmutter durch Griechenland. Helene befand, dass Ernst der angenehmste und anspruchsloseste Reisegefährte sei, den man sich denken könne.

Allerdings begann Georg schon bald, die in seinen Augen zu langsamen Malfortschritte seines Sohnes zu monieren und Müller, später Adolf von Hildebrand zu bitten, ihm die Sporen zu geben. „Gehörig zerzausen“ sollten sie ihn. Gemäß protestantischem Arbeitsethos, von dessen Sinnhaftigkeit die ernestinischen Fürsten in der Regel überzeugt waren, wurde Ernst unter Leistungsdruck gesetzt. Ihn graute dann auch schon, wenn der Vater auf der Durchreise nach Italien wieder einmal in München Station machte, um sich die Arbeiten des Sohnes zu beschauen. Der wechselte sukzessive ins Leben eines freien Künstlers über, bekam einige Aufträge, vor allem für Porträts.

Unebenbürtige Heirat

1892 fällte Ernst die zweite folgenschwere Lebensentscheidung: Er verlobte sich – ohne die Zustimmung des Hauschefs einzuholen – mit Katharina Sara, der Tochter des bekannten Schriftstellers Wilhelm Jensen. Das ist ein schwerer Schlag für Georg gewesen, denn das Meininger Herzogshaus stand zu jener Zeit in der übernächsten Generation ohne männlichen Nachkommen da. Die Kinder von Ernst jedenfalls – weil sie aus einer unebenbürtigen Verbindung hervorgingen – kamen für die Regentschaft nicht in Frage.

Mit viel Bitternis gab Georg schließlich seine Einwilligung zu dem kaum rückgängig zu machenden Eheversprechen seines Lieblingssohnes. Zur Hochzeit nach München sind nur der Staatsminister, von der Familie allein Prinzessin Marie angereist. Nachtragend ist Georg seinem Sohn in der Angelegenheit nicht gewesen; seine Apanage wurde deutlich erhöht, „Käthe“ und die sich einstellenden Kinder sind von ihm gerne gesehen und vielfach gefördert worden. Denn – das wusste Georg aus eigener Erfahrung – wo die Liebe hinfällt, kann man nichts machen. Ernst und Katharina jedenfalls haben eine glückliche Ehe geführt.

Das junge Paar siedelte nach Florenz, wo man mit der Familie des Bildhauers Hildebrand in engster Verbindung lebte und in Künstlerkreisen verkehrte. Ernst hat viel gezeichnet, mit Malern, Schriftstellern debattiert, Bildnisse von Familienmitgliedern geschaffen. Aber der künstlerische Durchbruch ließ auf sich warten. Georg wurde ungeduldig, fand, dass sein Sohn sich verzettele, begann damit, ihn unter Druck zu setzen. Er sollte sich endlich beweisen.

Aus allen diesen Gründen erteilte der Herzog dem Sohn den Auftrag, einige Wände in seiner am Comer See gelegenen Villa Carlotta durch Fresken im Stil des Historismus zu schmücken, die klassisch-antiken Themen gewidmet werden sollten. Ernst entschied sich für die Amazonenschlacht und eine eher dionysische Szenerie. Mitte der 1890er Jahre hat er oft monatelang allein im Hause gearbeitet, dann wieder von seiner Familie begleitet, sich mit der Bewältigung der geistigen Herausforderung und deren technischer Umsetzung herumplagend. Es muss eine Zeit der Selbstquälerei gewesen sein.

Wohl erst 1898/99 wurde er mit dem Werk fertig und von Georg mit 20 000 Mark honoriert. Weder der Auftraggeber noch seine Freunde haben sich zu einem Urteil über Ernsts Opus definitiv geäußert. Zwar kann man noch heute die in dramatischen Szenen von historischer Bedeutsamkeit festgehaltenen Personen betrachten. Aber eine Erinnerung an den Maler Ernst gibt es vor Ort nicht mehr.

Um die Jahrhundertwende kehrte Ernst nach Deutschland zurück, lebte wenige Jahre in Frankfurt am Main und wohnte seit 1901 wieder im geliebten München. Gut vernetzt in unterschiedlichsten Künstlerkreisen hat er sich fortan auf das Porträtieren von prominenten Persönlichkeiten konzentriert, und es gelang ihm, mit schöner Regelmäßigkeit auf den auch international wahrgenommenen Münchner Kunstausstellungen mit wenigstens einer Arbeit vertreten zu sein.

Da ihm sein mittlerweile berühmter Vater wiederholt zum Konterfeien aufforderte, ist Ernst schließlich jener Maler geworden, der mittels ins Ideale erhöhter realistischer Darstellungsweise den „Theaterherzog“ für die Öffentlichkeit und die Nachwelt dargestellt hat.

Doch den künstlerischem Erwartungen, die der Vater an den Sohn stellte, und die dieser sich selbst auch abverlangte, vermochte Ernst nicht wirklich zu genügen. Von Selbstzweifeln befallen, durchlebte er schließlich Jahre, die sich alles andere als glücklich gestalteten. Zwar durfte er für die Aula der Universität Jena ein groß dimensioniertes Reiterbild ihres Gründers Johann Friedrich schaffen, die Fassadenreliefs für das neue Theatergebäude in Meiningen entwerfen. Doch das meiste blieb unvollendet, so auch die Putten im Umfeld der Mittelloge.

In der Schaffenskrise

Die Briefe, die Ernst und Katharina an Georg und Helene schrieben, widerspiegeln die Arbeitssituation und Seelenlage, in der sich Ernst während jener Jahre befand. Vom Vater hatte er den Eindruck, dass dieser seine „Malerei für eine recht überflüssige Beschäftigung ansehe“. Er ginge nur ins Atelier, um dort „die Leinwand zu verderben“, heißt es in einem Brief Ernsts. Schließlich resümierte seine Frau 1911, „das Ernst vollkommen herunter (wäre), körperliche und seelische Freude am Leben“ überhaupt nicht mehr kenne. „Der Grund ist die Arbeit; es stockt seit Jahr und Tag.“

Die Schaffenskrise von Ernst weist unterschiedliche Momente auf. Er arbeitete sehr selbstkritisch und damit langsam. Bei seinen Porträts gelang ihm die Kopfpartie in der Regel vorzüglich, die Körperlichkeit der Person ließ mitunter zu wünschen übrig. In der Wahl der Farbe gab es Unsicherheiten. Die epochalen Darstellungen erwiesen sich als schwierig. Dazu kam, dass der Historismus als Kunststil von der Avantgarde (Impressionismus, Jugendstil, gar Expressionismus) verdrängt wurde. Der Zeitgeist begann, über die Kunstauffassungen auch von Georg II. hinauszuschreiten. Die „aristokratische Kunst“ – wie sie Ernst nannte – verlor ihre Bedeutung.

Natürlich hat man in Meiningen jene Schwierigkeiten wahrgenommen, in die Ernst geraten war. Man versuchte, ihm zu helfen, indem man ihn verstärkt in die fürstlichen Pflichten einband. Er durfte den Herzog bei Repräsentationen vertreten, so auch beim Thronjubiläum von Englands Victoria. Er hatte sich um die wirtschaftlichen Belange der Sonneberger Unternehmer und die sozialen Nöte ihrer Arbeitnehmer zu kümmern. Bei familiären Konflikten galt es zu vermitteln. Kurzum: Ernst sollte in Herrscherangelegenheiten eingebunden werden. Eigentlich sahen Georg und Helene nur diesen Sohn gern in ihrer Nähe. So war es auch kein Zufall, dass von seinen Kindern nur Ernst in des Vaters Todesstunde an dessen Bett stand.

Soldat im Weltkrieg

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges änderten sich Lebenslage und Seelenverfassung von Ernst schlagartig. Denn der Mittfünfziger ließ sich fürs Militär reaktivieren, zog sofort an die Front und übernahm nach kurzer Stabstätigkeit die Kommandogewalt über kämpfende Truppeneinheiten, schaffte es in die Eliteeinheit des legendären Alpenkorps, wurde Kommandeur einer Brigade, ist in das Gemetzel vor Verdun geworfen worden, eroberte Fleury unter Aufopferung der Hälfte seiner Truppe. Aus dem Feingeist, dem Künstler, dem Intellektuellen, Anhänger der freisinnigen Partei war ein Soldat geworden. Unter Hintanstellung persönlicher Freiheiten kannte er nur noch die Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes. Er war überzeugt, dass das deutsche Kaiserreich einen gerechten Krieg gegen eine Übermacht von Feinden führe und Patriotismus jedes Einzelnen das Gebot der Stunde sei.

Sein Bruder Friedrich und einer von dessen Söhnen fielen schon in den ersten Kriegstagen, auch zwei Söhne von Ernst sollten sterben. Kaiser Wilhelm II. hat er verachtet, und dennoch wurde Ernst nicht nur der bedeutendste militärische Führer aus der südthüringischen Region, sondern auch ein Militär, der bis zuletzt an den Sieg Deutschlands glaubte.

Unter psychischen Aspekten betrachtet, brachte ihm der Kriegskampf die Befreiung von seinen künstlerischen und damit auch menschlichen Selbstzweifeln, wie enge Freunde von ihm bekundet haben. Sein Leben gewann für ihn wieder einen Sinn – weil einem höheren Zweck gewidmet. Darüber, was richtig oder falsch, gut oder böse, zweckdienlich oder ungeeignet war, bestimmte allein der Krieg.

Interessant ist auch, dass sich in den wenigen Stunden, die Ernst damals fürs Künstlerische zur Verfügung standen, Aufschlussreiches offenbarte: Nur für die Anfertigung von flüchtigen Landschaftsnotizen, von Porträtskizzen von Soldaten reichte die Zeit. Da erwies es sich wieder, was man eigentlich schon beim Jugendlichen, beim jungen Künstler in München und Florenz hatte bemerken können: Ernst ist ein vorzüglicher Beobachter und ein exzellenter Zeichner gewesen. Darauf hat er sich verstanden. In diesem Metier hätte er es weit bringen können.

Doch die Umstände sollten sich völlig anders fügen. Der Krieg ging für die Mittelmächte verloren, und Ernst verstand die Welt nicht mehr. Er machte das Versagen der „Heimat“ für die Kriegsniederlage verantwortlich, wurde ein Verfechter der „Dolchstoßlegende“.

Mit der Monarchie war es in Deutschland vorbei. Auch Ernst musste bestrebt sein, aus dem monarchistischen Zeitalter möglichst viele Werte für sich zu retten.

Das komfortable „Villendasein“ in München war beendet. Ernst vollzog erneut eine jähe Wendung in seinem Leben: Er ging zu seinem Freund Ernst Lietz ans Landschulheim in Haubinda. Dort erwarb er Grund und Boden, arbeitete zwecks Selbstversorgung als „Kolonist“ und unterrichtete halbtags an der Schule im Fach Zeichnen, bildete schon bald ein Zentrum geistigen Lebens um sich. Politisch schloss er sich schließlich dem Jungdeutschen Orden an, der einen „wahren Volksstaat“ anstrebte und der in Opposition zu Konzernen und Hitler stand.

Gemalt hat Ernst nur noch wenig. Neben einigen Porträts wurden vor allem Bilder von Familienmitgliedern geschaffen. Gemeinsam mit Helene war er bemüht, das väterliche Erbe zu bewahren. Die Errichtung von Hildebrands Denkmal auf dem Friedhof hat er durchsetzen helfen, den Verkauf des Theatergebäudes an den Staat forciert, den schriftlichen und künstlerischen Nachlass Georgs II. zu sichern beigetragen.

Als Bernhard III. im Januar 1928 verstarb, wurde Ernst doch noch Chef des herzoglichen Hauses. Wiederum ist er in ein Geflecht von Pflichten, die seinen Neigungen nicht entsprachen, eingebunden worden. Ihm oblag es fortan, sich um die materielle und geistige Existenz vieler und zum Teil verstrittener Familienmitglieder zu sorgen. Die im Fürstenbesitz verbliebenen Schlösser (Elisabethenburg, Altenstein, Heldburg, die Parks in Meiningen usw.) galt es zu erhalten, in der öffentlichen Nutzung zu belassen. Pensionsansprüche von Hofbeamten waren zu befriedigen, Spendenwünsche von Pfarrern und Vereinen zu bedenken. Nicht wenige Kunstwerke sind zu derartigen Zwecken veräußert worden.

Bei Feiern in Felduniform

Entschieden kooperativer als Bernhard hat Ernst mit den politisch Verantwortlichen der Weimarer Republik zusammengearbeitet, die Georg-Ehrung von 1926 vorbereitet, Kirchen im Saalfelder Raum wertvolle Altäre wieder zur Verfügung gestellt.

Adolf Hitler ist in den Augen von Ernst gewiss nicht jener kraftvolle Führer gewesen, den er sich für Deutschland gewünscht hatte. Arrangieren musste auch er sich mit den neuen Machthabern. Sogar Bilder aus herzoglichem Familienbesitz sind an sie verkauft worden. Den Führer hielt er für einen Hasardeur. Bei öffentlichen Feierlichkeiten erschien Ernst in der Felduniform eines preußischen Obristen, sogar mit Pickelhaube. Damit demonstrierte er – gewollt oder nicht –, wie sehr er aus der Zeit gefallen war.

Am 19. Dezember 1941 ist Ernst auf Schloss Altenstein gestorben. Er stand in Verhandlungen, jenes Kleinod der herzoglichen Familie samt den Parkanlagen zu veräußern. Offenkundig ist er jenen Verpflichtungen, die sich mit deren Erhalt verbanden, nicht mehr gewachsen gewesen: Ein deutscher Fürst, der nach freier Selbstverwirklichung seiner Person gestrebt hatte, der aber zugleich sein Leben im Bannkreis alter Traditionen und neuer Zwangslagen hatte führen müssen. Die Pflichterfüllung dominierte einen Großteil seiner Existenz. Seine künstlerische Energie reichte nicht aus, um das Glück und das Elend der künstlerischen Avantgarde der Zeit teilen zu wollen.

■ *Vergleiche zu diesem Thema: Alfred Erck und Rolf-Dieter Meißner. Der „Maler-Prinz“ Ernst von Sachsen-Meiningen in den Brüchen seiner Zeit. Jahrbuch 2018 des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins.*